Vom Gesange der Vögel.

Von **Fritz Braun.**

Eine Entgegnung auf die Arbeit des Dr. Plascek in der „Gef. Welt“ Jahrgang 1908. No. 25 ff.

Eine Arbeit des Dr. Plascek ist daran schuld, dafs ich wieder zur Feder greife, um mich über den Gesang der Vögel zu verbreiten. Die Tatsache, dafs der genannte Forscher die Arbeiten des Fachgenossen von Lucanus sowie meine eigenen Arbeiten über den Vogelgesang, als wären es Schüleraufsätze, „richtig zu stellen“ bemüht ist, würde mich an und für sich noch nicht dazu veranlassen, auf den Kampfplatz hinabzusteigen. Ich halte es aber für meine Pflicht gegenüber weiten Kreisen unseres Volkes, denen von solchen Lehrmeistern wie Plascek ein Lesestoff vorgesetzt wird, der sich in erster Linie an die Einbildungskraft wendet, allerneueste Erkenntnis zu bringen behauptet und in Wirklichkeit doch nur das Urteil mifsleitet, in dem er dazu verführt, Dinge, über die die Logik zu Gericht sitzt, mit der Phantasie zu entscheiden. Ich werde es mir nicht an der Behauptung genügen lassen, an zahlreichen Einzelfällen will ich zeigen, zu welchen Versuchen logischer Notzucht der mährische Ornithologe durch seine Leitgedanken gezwungen wird.

Selbstverständlich sehe ich nicht scheel, wenn jemand sein gutes Recht der Kritik an meinen Schriften ausübt. Zeigt er mir mit klaren Gründen der Logik, dafs ich im Irrtum bin, so will ich seine Mühe mit Dankbarkeit und Verehrung entgelten. Wenn er dagegen angibt, er wolle meine Arbeiten „richtig stellen“ und dies doch nur in der Weise geschieht, dafs er im Augenblick geborene Worterklärungen hinwirft und selber mit einem logischen Rüstzeug erscheint, das zu lächerlichen Schlüssen führt, sobald er es an wirklichen Einzelfällen erproben will, so darf er sich nicht wundern, dafs ich ihn nicht allzu ernst nehme und mich weniger mit tiefer Entrüstung, als mit der Waffe des Spottes versehe.

Schon rein äufserlich scheint die Arbeit über „Vogeltonalität“, in der Plascek das Quellengebiet des Vogelgesanges „exploitiert“ — P. schreibt in dem knarrenden, von Fremdwörtern starrenden „Deutsch“, durch das sich die slavischen Völkerschaften schlecht und recht verständigen — auf einen anspruchslosen Leserkreis berechnet zu sein. Zu Beginn weist der Schriftsteller seine Zeugnisse auf, ein Verfahren, das zur Zeit der Scholastik üblicher war als heutzutage und mich an jene Händler erinnert, die an der Langen Brücke meiner Vaterstadt Danzig die Seeleute auf die Vorzüge ihrer Stiefel und Hosen aufmerksam machen. Die Stelle ist so bezeichnend, dafs ich sie hier ausführlich abdrucken möchte.

„So lautet“, schreibt Pl. unter Hinweis auf die Überschrift seines Artikels, „der Titel“ eines Buches, dafs teilweise im Kosmos Bd. XIII. S. 465 f. als Quelle des Vogelgesanges und vollständig in dem 22. Bande der Verhandlungen als Naturforschenden Vereins

zu Brünn, 1884, von mir erschienen ist und seither in zahlreichen Aufsätzen weitere Ergänzungen erfuhr. Die genannten Studien haben nicht nur schadlos, sondern mit Erfolg die Linie passiert, das Urteil hochstehender Meister der Fachwissenschaft, [in einer Anmerkung aufgeführt: Ernst v. Brücke, B. v. Carneri, Wilhelm Wundt, C. B. Brühl, Fürst Ferdinand von Bulgarien, der eminente Ornithologe u. s. w.], sie wurden und werden noch immer von namhaften Forschern in längeren Auszügen zitiert", [in einer Anmerkung: der allzufrüh dem Leben und der Wissenschaft entrissene Hofrat Paul Leverkühn (Sofia) und unter vielen anderen besonders der namhafte Zoologe Friedrich Knauer wäre hier zu nennen].

Nachdem Dr. Plascek sich auf diese anspruchslose Weise vorgestellt hat, macht er darauf aufmerksam, wie notwendig es ist, dafs der Naturforscher, der über Vogelgesang schreibt, „etwas Poet und Tonkunstverständiger sei und, um die Vogelseele zu verstehen und zu deuten, sich in dieselbe versetzen könne". Er bereitet dadurch den Leser auf die kecken Sprünge der Phantasie vor, die er sich sogleich zu leisten gedenkt.

Immer wieder stöfst uns in seiner Arbeit die Leichtigkeit auf, mit der er alles erklärt. Jahrhunderte haben sich über diesen Fragen ohne rechtes Ergebnis abgemüht, Plascek-Caesar „kommt, sieht und siegt". Er deutet alles, er „stellt" alles „richtig". Höchstens sagt er in verzweifelten Fällen „vielleicht ist es so". Wir sehen, was das Streben nach „Erkenntnismöglichkeiten" anrichtet, das auch der so viel bedeutendere Bölsche auf seine Fahne geschrieben hat. Wer diese Erkenntnismöglichkeiten vor den Fachgenossen ausspinnt, dürfte sein Tun vielleicht rechtfertigen können, den Kreis der Laien mit solcher Kost zu füttern, ist eine Sünde wider den heiligen Geist der Wissenschaft. Überall schiebt Plascek den Tieren Absichten unter, oft so geschickt, dafs man zwei-, dreimal über die Stellen hinwegliest, bis man sich sagt: „Herr Gott, hier hat er ja schon wieder etwas behauptet, wofür er den Beweis schuldig bleibt".

„Bei vielen ornithologischen Schriften handelt es sich in erster Linie darum" so meint der Verfasser, „ob ihre Verfasser Geschmack und Verständnis, einen weit umschauhaltenden Blick für Neues und Notwendiges besitzen und bekunden." Unseres Erachtens kommt es viel mehr darauf an, dafs sie sich zu keinen Behauptungen verleiten lassen, auf die sie nicht durch die klaren Gesetze der Logik mit Notwendigkeit hingeführt werden. Der „Blick für das Neue" macht sich nur allzuleicht dadurch geltend, dafs die Forscher mehr mit der Phantasie als mit dem Verstande arbeiten und das grofse Publikum, dem es in erster Linie um „Sensation" zu tun ist, kommt ihnen gern entgegen. Sind doch die Ergebnisse des nüchternen Forschers, der nicht an jeder Wegbiegung weite Ausblicke in das unbekannte Land eröffnet, sehr viel schlichterer Art.

Plascek beginnt seine Auseinandersetzungen, indem er von einer ornithologischen Erfahrung berichtet. In seinem Garten

nistet ein Paar Klappergrasmücken (*Sylvia curruca*). Doch wir wollen ihm selbst das Wort gönnen: „Ich bemerkte da vor allem, als die Fütterungszeit begann, dafs die gesteigerte Sorge vor Entdeckung des Nestes sich zunächst in einem Aufhören des Gesanges äufserte.“ (Ein hübsches Beispiel, wie Plascek seine Erklärungsversuche, ohne eine Miene zu verziehen, als selbstverständlich einschmuggelt. d. V.).

Ein Gärtnerbursche stört die Brut. Das Weibchen und zwei Junge verschwinden, das Männchen und das dritte Junge bleiben zurück. Plascek setzt das Junge in einen Käfig und läfst es von den Alten auffüttern. Vor dem Käfige beginnt das Männchen seinen früher eingestellten Gesang von neuem.

„Was bedeutete“ sagt der Berichterstatter „der zusammenhängende Gesang? Wollte es damit die Traurigkeit des verwaisten Jungen zerstreuen? Oder wars die Abwesenheit des Weibchens, was ihm wieder die Sangesfreudigkeit gab? Viele Männchen hören zu singen auf, sobald das Weibchen zu ihnen in das Bauer gegeben wird — ein Sprichwort, womit junge Ehemänner, wenn sie mifslaunig sind, geneckt werden. Trat vielleicht unter den veränderten Nistverhältnissen, welche die Sorge vor Entdeckung der jungen Brut entfallen liefsen, die Singgewohnheit in ihre Rechte? Wollte das Männchen ein Weibchen wieder anlocken oder mit anderen Männchen rivalisieren? Solche Fragen boten mir gelegenen Anlafs, über die Tendenz und den Werdeprozefs des Vogelgesanges nachzudenken.“

Damit dafs Plascek die Vögel beständig „wollen“, „streben“, „beabsichtigen“ läfst, müssen wir uns schon abfinden, obgleich es unserer Ansicht nach nicht wohlgetan ist, ihnen a priori eine solche persönliche, individuelle Entschlufsfähigkeit zuzuschreiben. Bezeichnend für Plasceks Denkweise ist es, dafs er die Frage aufzustellen wagt, ob vielleicht „unter den veränderten Nistverhältnissen, welche die Sorge vor Entdeckung der jungen Brut entfallen liefsen, die Singgewohnheit wieder in ihre Rechte trat.“ Er rechnet also allen Ernstes mit der Möglichkeit, dafs die Zaungrasmücke sich sagt: „Der Käfig ist ein sicheres Verliefs; in ihn kann niemand hinein. Es fiel mir schwer genug, solange wegen der kleinen Kerle den Mund zu halten. Gott sei Dank kann ich nun wieder lustig darauf lossingen.“

So fehlt Plascek allerorten, in dem er mit tierischen Handlungen als etwas einfachem rechnet und sie sogleich deutet, ohne sich zu fragen, welche logischen Schlüsse von dem Tier gezogen werden müfsten, damit seine Deutung zulässig würde. Einem anderen würde an der ganzen Geschichte am wunderbarsten sein, dafs die Vögel, wie allbekannt, dem Reize, den die Töne der futterheischenden Jungen auf ihr Willenszentrum ausüben, so blindlings und automatenhaft folgen, dafs sie sich in Lagen begeben, die eine klare Überlegung ihnen als besonders gefährlich erscheinen lassen müfste. Bezüglich des Verstummens und der Wiederauf-

nahme des Gesanges hat Altum eine Erklärung geliefert, die ich für meine Person (endgiltig „richtig stellen“ kann ich solche Dinge leider nicht, darin ist Plascek mir über) für viel annehmbarer halte als die Gedanken des mährischen Forschers.

Altum schreibt (der Vogel und sein Leben, Münster i. W. 1898, p. 88).

„Ist der Gesang die notwendige Einleitung des ganzen Fortpflanzungsgeschäftes, ist er das erste Glied in der Reihe der darauf abzielenden Lebensäufserungen, so darf er

1. an dieser Stelle nie fehlen; er mufs
2. so oft im Jahre erneuert werden, als die Vögel sich von neuem zur Fortpflanzung anschicken“ und

„dem aufmerksamen Forscher wird es auch nicht entgehen können, dafs der Gesang vor jeder neuen Brut desselben Sommers wiederum erneuert wird. Achten wir auf das sonstige Verhalten des Vogels, so werden wir unschwer genau so viel Bruten als Gesangsperioden entdecken.“

Das besagt für den geschilderten Fall folgendes: Der Gesang der Müllerchens liefs während der ersten Brut nach, weil die Brunstperiode, die zu ihr geführt hatte, vorüber war. Als das Junge dieser Brut seiner Selbständigkeit entgegen reifte, rückte auch schon die Zeit der nächsten Brut heran. Das Männchen kam wieder in Brunst und begann von Tag zu Tag lauter und kräftiger zu singen. Der Leser hat zwischen beiden Erklärungen die Wahl.

Hierauf verbreitet sich unser Partner über seine Ansicht von den Lebenserscheinungen, indem er sie im weitesten Sinne betrachtet. Er möchte den Satz „tendo, ergo sum“ („die Absicht, seine Sonderheit geltend zu machen zu Gunsten oder auf Kosten anderer, das Streben, sich von anderen zu unterscheiden, der Trieb und die Fähigkeit, seine Eigenheit oder Eigenart fortzuerhalten und zu propagieren, all das zusammengenommen und verbunden mit dem Anpassen an die mafsgebenden Verhältnisse und mit dem Auffinden der geeigneten Mittel und möglichst kürzesten Wege zur verhältnismäfsig raschesten Erreichung von Zielen gibt das Wesen der Tendenz“) zum Ausgangspunkte seiner Betrachtungen machen.

Hierüber mit Plascek zu rechten, geht nicht an. Es ist eine philosophische Weltanschauung, die durch logische Kriterien nicht derart zu fassen ist, um sie zu widerlegen oder mit Plascek zu reden „richtig zu stellen.“ Wir haben ja Forscher, die den Streit zwischen Monismus und Dualismus, die alte Frage, ob Causalität oder Zielstrebigkeit die Welt beherrsche, im Handumdrehen entscheiden möchten. Ich gehöre aber nicht in diesen Kreis hinein.

Mir persönlich scheint es für die praktische Arbeit wichtiger zu sein, sich nicht an „Tendenzen“, sondern an die sinnlich gegebenen Reize zu halten und festzustellen, was auf sie hin von den Tieren unternommen wird. Aber, wie gesagt, das ist Ansichts-

sache. Es ist sein eigenes Pech, wenn Plascek an dem Stabe dieser Weltanschauung auf solche logischen Knüppeldämme gerät wie auf den, wo wir ihn bei seinem Bericht über „das krähende Steinrötel“ dahin chwanken sehen.

Nun geht Plascek zu der Besprechung des Gesanges über. Der Gesang verhält sich zu den gewöhnlichen Vogellauten, wie die menschliche Kunst zu den handwerksmäfsigen, für des Lebens und des Leibes Not berechneten Verrichtungen. Wie die Kunst wird auch der Vogelsang, öfter geübt, zu gewohnheitsmäfsigen Äufserungen. Immerhin kann er auch dann als eine selbstzweckliche Lautgebung gelten.“

Solche Äufserungen wie diese haben nur eine bildliche Berechtigung, aber keinen begrifflichen Wahrheitswert. Gehört die Liebe nicht auch zu des Lebens und des Leibes Not? „Die Liebe macht mir Not“ heifst es im deutschen Volksliede. Es liegt in der Sache und ist nicht Plasceks Schuld, wenn selbst der Vergleich mit dem menschlichen Künstler hinkt. Der echte Künstler macht die Kunst zum Inhalte seines Lebens, teils „von seinem Gott getrieben,“ teils aber auch aus freiem Entschlufs. Dazu will es schlecht stimmen, dafs grade die besten Sänger nur eine scharf umrissene Zeit des Jahres singen. Durch zweckentsprechende Kost kann man unter Umständen zu rechter Zeit den vollen Gesang schier über Nacht hervorrufen. Doch wohl ein wichtiger Hinweis darauf, dafs die geistige Selbständigkeit der Vögel dabei nicht allzu grofs sein dürfte, dafs der schallende Gesang mehr als die notwendige Folge körperlicher Veränderungen und Vorgänge aufgefafst werden mufs. Im Umkreise der Tierwelt von Handlungen zu sprechen, die sich „Selbstzweck“ sind, ist ein kühnes Unterfangen. Vielleicht stellt uns Plascek noch einmal einen gröfseren Kreis von solchen zusammen.

Die Versicherung, dafs die Liebe eigentlich den wesentlichen Inhalt des Lebens bildet, glauben wir dem Verfasser auch ohne die Fülle der Zitate. Wie es denn uns überhaupt mehr ansprechen würde, wollte er sich in erster Linie an die Tatsachen und die logischen Folgerungen halten, die sich aus ihnen ergeben. Ein Buch wie Büchners am Schreibtisch entstandenes Werk „Liebe und Liebesleben in der Tierwelt“ möchte ich lieber nicht zitieren. Meines Erachtens ist es ein schlechtes, irreführendes Machwerk, in dem so gut wie gar keine eigenen Sinneserfahrungen verarbeitet sind, eines jener Werke, wie sie heute wieder modern werden, die nicht realistisch, sondern phantastisch sind und weniger eine wissenschaftliche, logische Untersuchung als einen Roman darstellen.

„Dessenungeachtet,“ glaubt Plascek, „der Ansicht sein zu dürfen, dafs dieser mächtige Lebensfaktor den genuinen Sangestrieb nicht erzeugte, vielmehr die aus anderen Quellen stammende Tendenz erhöhte. Es ist die Lust am Leben, die sich in Tonweisen zu künden das unbezwingliche Verlangen zeigt, und wo

dieses Lustgefühl im Organismus seinen Höhepunkt erreicht, gelangt auch der Gesang zur höchsten Stufe. Vögel im freien Zustande beginnen ja schon lange vor der Paarung zu singen und setzen es, wenn auch nach Unterbrechungen, noch viel später fort, obschon jede Brunst erloschen; und vornehmlich in der Domestikation singen die Vögel unbekümmert um die Brutzeit fast das ganze Jahr hindurch, wenn sie auch kein Weibchen und keine Nebenbuhler zu Gesicht bekommen. Es sind solche, die in der Gefangenschaft geboren, die Freiheit nicht schmerzlich vermissen und in sorglicher Pflege sich wohl und behaglich fühlen."

Was jene Fälle angeht, in denen der Gesang spielerisch geübt wird, bin ich selber dieser Ansicht. Dennoch weicht Plasceks Meinung sehr wesentlich von der meinigen ab. Während ich davon ausgehe, dafs der Gesang seine Hauptrolle in der Brunst und in den Erscheinungen des Werbens spielt, hält Plascek diese Betätigung der Gesangesgabe nur für sekundär. In erster Linie soll sie nach ihm „die Lust am Leben" zum Ausdruck bringen.

Ich streite hier nicht für eigene Gedanken, sondern breche eine Lanze für den trefflichen Groos. Ihm pflichte ich darin bei, dafs alle Bewegungen der Tiere entweder dem Schutz, der Ernährung und Fortpflanzung dienen, oder solche Bewegungen, die das tun, spielerisch einüben. Von einer gewissen Lust am Sein kann man wohl bei allen Bewegungen sprechen, die Plascek auf seine oben erläuterte „Tendenz" zurückführt, dann ist aber dieser Begriff so weit, dafs er sich nicht mehr zur Bestimmung eines Sondergebietes, eines Teiles der tierischen Bewegungen eignet. Was Pl. sagt, gilt dann namentlich von allen Spielen der Tiere, den Gesang natürlich mit eingeschlossen, soweit er spielerich ein- und vorgeübt wird. Pl. will aber den Gesang gesondert behandeln; darum ist für ihn dieser Begriff viel zu weit. Haben wir ein Recht anzunehmen, dafs Vogelarten, bei denen Balzflüge und Tänze die Stelle des Gesanges vertreten, bei denen die Bewerbungskünste einfacherer Art sind, weniger Lebenslust empfinden und betätigen als unsere besten Sänger? Läfst man den Gesang als Brunstruf gelten, so erstaunt man nicht darüber, dafs der Vogel „oft gar lustig schmettert, wenn er sich allein weifs." Auf die Ansicht, das Vogelmännchen singe vielleicht, um das Weibchen während des beschwerlichen Nistens und Brütens [warum „beschwerlich"? In persönlichem, individuellem Widerstreit gegen sein ganzes Triebleben tut ein freilebendes Tier doch wohl nichts; d. h. das was es in Wirklichkeit tut, ist ihm in der gegebenen Lage auch das liebste. D. V.] zu ergötzen, gehe ich nicht ein, da Altum m. M. n. das zur Sache gehörige bereits gesagt hat. Er weist darauf hin, dafs die Vögel, je weiter die Brut fortschreitet, je unterhaltungsbedürftiger die Weibchen werden, um so weniger singen [was ja auch Plascek selbst bei seiner *Sylvia curruca* auffiel] und dafs sie bei der zweiten und dritten Brut weniger singen als bei der ersten.

Dafs die Vögel singen „um dem Herrn und Pfleger ein Vergnügen zu bereiten", ist meines Erachtens ein logischer Irrtum. Wenigstens ist die Sache nicht klar ausgedrückt. Man könnte eher sagen, sie singen, weil das Erscheinen ihres Pflegers, Fütterers und Gesellschafters ihnen Vergnügen macht, weil in ihnen dadurch ein durchaus intransitiver Lustzustand erregt wird, der sie in spiellustige Stimmung versetzt. Wir müssen doch, wenn wir die Sache logisch erörtern, daran festhalten, dafs der Vogel nicht im Anschauungsunterrichte darüber belehrt ist, das grofse, schwer übersichtliche Wesen, das vor ihm stehe, könne vermittels eines äufseren, mittleren und inneren Ohres und des dazu gehörigen Nervenapparates Töne wahrnehmen. Es genügt hier doch nicht, sich in bildlichen Ausdrücken zu ergehen, es gilt, die begriffliche Natur des Gesanges festzustellen. Auf solche Einwände mit rührseligen Entgegnungen zu kommen wie: der mufs zeitlebens keine zahmen Vögel gesehen haben u. a. m. genügt nicht; wir müssen uns an die Begriffe halten. Ich persönlich bin mit Vögeln aufgewachsen; neben Flugbauern stand meine Wiege. Seit meinem elften, zwölften Lebensjahr sind wenig Wochen vergangen, in denen ich mich nicht tagtäglich mit gefangenen Vögeln abgab. Arbeitete ich wie Plascek, so hätte ich nun die erhaltenen Zensuren aufzuweisen.

Damit werden, so meine ich, auch die Angaben Plasceks hinfällig, dafs die Vögel „aus einer Art von Dankbarkeit singen, um dem Herrn und Pfleger zu gefallen, nachdem sie die Wahrnehmung gemacht, dafs sie ihm durch ihr Liedchen eine Freude bereiten, was zugleich eine wohltuende Wirkung auf sie selber ausübt." Meines Erachtens haben die Vögel gar keine Möglichkeit festzustellen, wie ihre Weise den Pfleger berührt. Das Höchste in dieser Richtung wäre vielleicht — ich für meine Person hege selbst dagegen gewisse Bedenken —, dafs sie erfahrungsgemäfs den Gesangesvortrag und die nach ihm verabfolgten Leckerbissen in eine Ideenassoziation bringen. Dann müfsten wir uns aber mit engeren Begriffen begnügen und nicht solche wie „Dankbarkeit" einführen.

Ich kann mir wohl denken, dafs die Anhänger der phantasievolleren Richtung beim Lesen solcher Auseinandersetzungen fast physische Schmerzen verspüren. Ich will sie auch an ihrem Treiben gar nicht hindern, nur dürfen sie ihre Thesen nicht für sicheren Besitz der Wissenschaft ausgeben. Von diesem Standpunkt aus tadelt Pl. die Weitschweifigkeit meiner Schreibart. „Weniger wäre ihm mehr". Mit einem kühnen Phantasiesprunge setzt er über den Graben, der die sichere Habe der Empirie von dem Reiche der Phantasie scheidet, hinweg und schliefst trotz dem lustig weiter, ohne einzugestehen, dafs er nun nicht mehr wissenschaftlich arbeitet. Sehen wir aber einmal zu, wohin Plascek bei dieser Art zu arbeiten gelangt.

Der mährische Forscher hielt in seiner Wohnung ein Männchen des Steinrötels (*Monticola saxatilis*) und machte an ihm folgende Erfahrungen.

„Einige Male hörte ich am frühen Morgen das Krähen eines Hahnes, aber so melodisch rein, dafs es mir auffiel . . . . Von dem Steinrötel nicht bemerkt, sehe ich durch eine Falte des Vorhanges . . . . Nun setzt er mit der Stimme ein und — kräht, wie ich es vom anderen Zimmer oft gehört. Ich trete plötzlich hinter dem Vorhang hervor. Kaum dafs er meiner ansichtig wird, bricht er mitten im Krähen ab, was er sonst im gewöhnlichen Gesange, wenn ich zu ihm hintrete niemals tut und flattert unruhig hin und her, als hätte er was Schlimmes angestellt. Er kräht nicht mehr, auch den anderen Morgen nicht, erst zwei Tage später . . . . Mitten im Krähen öffnete ich die Tür, er hört auf und ist auch in Gegenwart von anderen zum Krähen nicht zu bewegen. Es konnte nur ein gewisses Schamgefühl sein, das ihn bestimmte in meiner Gegenwart nicht zu krähen. Er mufste die spottende Imitation des Hahnes als eine für einen solchen edeln Sänger ungeziemende Handlung ansehen, für etwas Unanständiges, für einen losen Streich, dessen sich sein aesthetisches Vogelgewissen besonders vor seinem Herrn zu schämen hätte, an dessen Achtung und Beifall dem Vogel gelegen war.“ Kurz, das Steinrötel hat Scham- und Sittlichkeitsgefühl und Gewissen.

Man vergegenwärtige sich nun einmal, welche Voraussetzungen erfüllt sein müssen, damit das möglich wird.

1. Mufs das Steinrötel wissen, dafs andere Wesen die Laute, die er hervorbringt, hören. Es geht doch nicht an, das a priori anzunehmen.
2. Mufs das Steinrötel wissen, dafs ein Geschöpf „Hahn“ das Geräusch hervorbringt, das es wiedergibt.
3. Mufs das Steinrötel von sich die Meinung haben, es sei ein „edler Sänger“. Vielleicht hat es Kenntnis genommen von den Ranglisten der Sänger, die immer wieder in Liebhaberzeitschriften (vom Standpunkte des Liebhabers aus kann man ja auch dagegen nicht das geringste haben) veröffentlicht werden.
4. Mufs das Steinrötel in dem Hahn eine Bassermannsche Gestalt, einen Paria in der sozialen Gesellschaft der Vögel erblicken.

Noch eine ganze Reihe solcher Voraussetzungen müfste erfüllt werden, damit das Steinrötel sich schämen könnte. — Plascek sieht sie als erfüllt an, er mag sich bei so kleinlichen Auseinandersetzungen nicht aufhalten, kann auch die nicht leiden, die das tun, sondern begnügt sich, jenes „weniger“ zu geben, das in seinen Augen „mehr“ ist. Bei dieser Gelegenheit werfe man wieder einen Blick auf das wahrhaft trojanisch hohe Pferd, auf das sich Plascek seinen Fachgenossen gegenüber setzt, von dem aus er gegnerische Ansichten „richtig stellt“, oft garnicht auf Grund langer, mühsamer Gedankenarbeit, sondern mit einer kurzen Seitenbemerkung, wie sie ihm der Augenblick eingibt. Dafs

die wandernden Zugvögel nicht singen, hat nach ihm — ein Gedankenblitz sagt es ihm — einen „protektiven Zweck". Dabei sind z. B. Rotkehlchen, Sylvien u. a. mehr nirgends sicherer als in den dichten Macchien und dem Scrub des Mittelmeergebiets. Bei solcher Arbeitsweise mufs man sich allerdings für fähig halten, „Fragen zu lösen, die selbst der grofse Lebensergründer Charles Darwin als offene behandelte."

Wir machen in unserem Schrifttum immer wieder die Bemerkung, dafs die Herren, die in der Beurteilung der Tierseele am weitesten links stehen, nicht weniger dogmatisch denken als ein Wasmann und die um ihn. Gilt es Einwände, die von der rechten Seite kommen, zu entkräften, so beschränkt man sich nicht auf logische Analysen, die hier doch am nächsten liegen, sondern erzählt kompilatorisch rührsame Geschichten, die man von vornherein von einem bestimmten Standpunkte aus beurteilt und ruft dem Gegner vielleicht noch in einem gewissen Mitleidstone zu: „Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdets nicht erjagen." Auf eine aus Laien bestehende Leserschaft macht das einen sehr guten Eindruck; dort der kleinliche Begriffskrämer, hier der weitherzige, phantasiebegabte Mann, der wie ein Seher die Welt durchschaut! Ob uns diese Arbeitsweise aber in der begrifflichen Beherrschung des Stoffes weiter bringt? — Unserer Ansicht nach verdient nur die Tätigkeit, die darauf abzielt, den Namen: „Wissenschaft."

Die nächste Geschichte von einem Star kann ich übergehen, da sie nur ein Seitenstück zu dem krähenden Steinrötel darstellt und meiner unmafsgeblichen Meinung nach auf die gleiche Weise beurteilt werden mufs. Ob das Wort „Ton-Mimikry," das Plascek für die Erscheinungen des Spottens braucht, glücklich gewählt ist, halte ich für fraglich, denn selbst sein Erfinder dürfte doch kaum behaupten wollen, dafs die Vögel spotten, „um für Feinde und Beute unauffällig zu bleiben, um jener leichter zu entgehen und diese besser beschleichen und überfallen zu dürfen." Ich gebe zu, dafs es in vielen Fällen geschieht, aber sicher nicht in der Art, dafs man diese Erscheinungen jenen, die man sonst unter Mim. versteht, gleichsetzen könnte. Doch wir wollen diesen terminus hinnehmen!

Wie automatisch die Tiere handeln, zeigt sich, als Plascek eine Spötterbrut in den Käfig steckt und die Alten beim Füttern unterstützt. „Nach sechs Tagen nahmen sie auch aus meiner Hand animalisches Futter, grade so gierig als aus den Schnäbeln der Eltern, nur mit dem Unterschiede, dafs sie es von mir lautlos nahmen, während sie die Alten, sobald sie ihrer aus der Ferne ansichtig wurden, mit lautem, stofsweisem Gekreische . . . . . begrüfsten."

Der Anblick des Dr. Plascek ist eben nicht der gewohnte, sinnliche Reiz, auf den die Jungen mit der zur Fütterung einladenden Tönen antworten. Auch bezüglich dieser Frage empfehle ich meinem Partner das Lesen, sagen wir lieber die jahrelange

Beschäftigung mit dem Altumschen Werk. Wenn ich auch Altums Weltanschauung durchaus nicht teile, bekämpfe ich ihn doch nicht in dem Mafse, wie Plascek in seiner Kritik meiner Arbeit zu glauben scheint. Im Gegenteil, ich blicke trotz aller Meinungsverschiedenheit zu ihm mit Verehrung auf als zu einem Manne, der in die Kenntnis der lebendigen Schöpfung tief eingedrungen ist. Wo er sich auf die logische Deutung seines empirischen Materials beschränkt, ist er m. M. A. E. Brehm weit überlegen. Dafs er da, wo er Gott und Welt überblicken möchte, auf seltsame Wege gerät, liegt wohl daran, dafs er dort seiner Phantasie, dieser zwar notwendigen, aber doch sehr unsicheren und mit weisester Beschränkung zu gebrauchenden Dienerin der Wissenschaft zu freien Spielraum gönnt. Nach anderer Richtung zu bewegt er sich auf dem Gebiet ganz ähnlich wie Plascek.

Wenn der mährische Gelehrte in seinem Erstaunen darüber, dafs die Jungvögel von ihren Organen sogleich den richtigen, zweckmäfsigen Gebrauch machen, die These aufstellt, „dafs das Organ der Kausalität zwischen Wahrnehmung, Lust und Unlust oder Tätigkeit erblich ist,“ so hat er damit — ich gebe das gern zu — eine hübsche Formel gefunden. Wäre er nicht voreingenommen, so hätte er m. A. n. gefunden, dafs gerade dadurch die grofse Aktivität, die er dem Tiere zuschreibt, in mancher Hinsicht beschränkt werden dürfte.

Eine Ansicht, die von Plascek auch kurzer Hand gebilligt wird, die aber mit der Wirklichkeit sich kaum vertragen dürfte, ist die, dafs die Vogelweibchen die Männchen wählen. Um den Satz „Weibchen wählen gemeiniglich den besten Sänger und Schläger“ annehmen zu können, erwarten wir von unserem Partner eine Menge dem Leben entnommener Beispiele. Er mag vielleicht glauben, dafs andere diese Arbeit schon geleistet hätten. Das ist aber m. W. nicht der Fall.

Den Zusammenhang zwischen Schönheitsempfindung und Geschlechtsleben bei den Lebewesen zu leugnen, fällt uns nicht ein. Nur vergifst Plascek, dafs das bez. Lustgefühl bei jeder Tierart durch andere Dinge geweckt wird. Schon bei den Menschenrassen kommt ja dieses Verhältnis zum Ausdruck. Finden wir etwa eine Hottentottendame schön, zu der die brünstigen Hottentotteriche in Liebe entbrennen? —

Mit diesen Dingen ist eigentlich der rein psychologische Inhalt der Plascekschen Arbeit erschöpft; was nun noch folgt, ist ein gelehrt scheinender Apparat, der auf Plasceks Lehrmeinung nur geringen Einflufs hat. Dahin gehört auch der philologische Teil. Ich bin ja selbst Philologe, weifs aber aus Erfahrung, dafs sprachliche Erörterungen zwar jenen nützen, die nach Hehns Art die Geschichte des Verhältnisses zwischen Mensch und Tier ergründen wollen, dafs sie aber versagen, wo es sich um rein biologische Fragen handelt. Jenes Kapitel scheint jedoch voll „profunder“ — warum soll ich nicht auch einmal

ein Fremdwort gebrauchen? — Gelehrsamkeit zu stecken. Auf den Laien macht das einen sehr guten Eindruck! „O lafst mich scheinen, bis ich werde, zieht mir das schöne Kleid nicht aus!"

Damit will ich meine Entgegnung schliefsen. Es kommt mir nicht in den Sinn, die in dieser Arbeit genannten Fragen „richtig gestellt" zu haben. Vielleicht ist aber der eine oder der andere Leser der Ansicht geworden, dafs Plascek besser getan hätte, sich Herrn von Lucanus und mir gegenüber nicht als psychologischen Gesetzgeber aufzuspielen.

Die Ansichten des mährischen Ornithologen werden von manchem geteilt. Auch in den Veröffentlichungen des „Kosmos" machen sie sich recht breit. Es fragt sich aber, ob die Leiter dieses an sich hocherfreulichen Unternehmens nicht gut täten, sich in jedem Einzelfalle zu prüfen, ob das, was sie ihrem gröfstenteils aus Laien bestehenden Leserkreise vorsetzen, auch wirklich feste, durch klare Begriffe gesicherte wissenschaftliche Ergebnisse sind. Dem Forscher, der sich der Eigenart dieser Dienerin bewufst bleibt, kann die Phantasie eine schätzbare Gehilfin werden, den Laien führt sie leicht in das Reich der Träume. Ihr allzusehr nachzugehen, liegt jedem temperamentvollen Menschen nahe. Noch heute weifs ich unserem lieben, zu früh verblichenen Henrici Dank, dafs er vor zehn Jahren den ungestümen Jüngling auf die Gefahren solcher Arbeitsweise aufmerksam machte.

Der Ton, auf den diese Erwiderung gestimmt ist, darf auf übergrofse Zartheit keinen Anspruch erheben. Ich bin aber nie ein Mann des Friedens gewesen und nicht gewohnt, den mit Glacehandschuhen zu berühren, der mich selber derb anfafst. Die Tonhöhe, in der die Plascekschen „Belehrungen" klangen, entsprach nichts weniger als ritterlicher Bescheidenheit. An Plascek liegt es, den Ton zu bestimmen, falls es zu weiteren Erörterungen zwischen uns kommen sollte. Gilt es doch nicht, in maiorem gloriam eines Herrn Plascek, v. Lucanus oder Braun zu schreiben. Meiner Ansicht nach ist es in der Wissenschaft gute Gepflogenheit, die Person hinter der Sache zurücktreten zu lassen. Schliefslich werden wir ja alle „obsolet".

9. XI. 1908.